

Nr. 167. Bromberg, den 24. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(11. Fortsetzung.)

Mehr und mehr Kulturland rangen die Männer von Moorburg in harter Arbeit dem Moor ab. Aber der erste frohe Schwung fehlte. Verbissen und sorgenvoll sahen die meisten aus.

„Was kann das alles nützen", fragten sie oft, „die Fabriken im Tal stehen still, die Webstühle rühren sich nicht. Wolle ist teuer und wird auch nicht billiger, wenn wir Kulturland haben. Ziegen und Schafe versteigen sich in den Bergen, und dann — wer soll sie halten? Wie lange noch, und unsere Arbeit geht wieder ihrem Ende entgegen. Und was dann? Wir können nur vorwärtskommen, wenn die Fabrikschlote wieder in den Tälern rauchen, sonst nicht."

Peter Ott und der alte Engelrodt sahen mit Sorge diese beginnende Mutlosigkeit der Leute.

„Lassen Sie nur, Ott", tröstete Engelrodt, „das kommt immer so am Ende der Woche. Dann sind die Leute abgearbeitet und das bißchen Lohn ist zu Ende. Aber übermorgen ist wieder Lohntag. Wenn sie wieder ein paar Groschen in der Tasche fühlen, haben sie von neuem Vertrauen. Morgen gehe ich runter nach Gelnhausen zur Bank."

Wie üblich, gab Bärbe dem alten Herrn einen umfangreichen Besorgungszettel mit, was er ihr alles aus dem Städtchen heraufschicken lassen sollte. Ein derbes Frühstückspaket in der Tasche, ging er los. Als Engelrodt in das Städtchen kam, begegnete er merkwürdig vielen Menschen. Sie hatten graue, versorgte Gesichter, Angst lag in ihren Zügen. Vor der Barbarossa-Apotheke lehnte der junge Provisor. Er war ein forscher junger Mensch mit einem roten Schmiß quer über der Wange.

„Sagen Sie mal, was ist denn hier bei Ihnen los?" fragte Engelrodt, „die Leute laufen ja herum, wie die gescheuchten Hühner."

„Das wissen Sie nicht, Herr Engelrodt? Die Vogelsberger Vereinsbank hat seit heute morgen ihre Zahlungen eingestellt."

Engelrodt fuhr zurück:

„Unmöglich", sagte er heiser, „das k a n n nicht wahr sein."

„Doch. Die Schalter sind geschlossen, Polizei davor. Kein Pfennig wird ausgezahlt."

Mitleidig sah er in das Gesicht des alten Mannes, das plötzlich seine gesunde Farbe verloren und ein fahles Grau angenommen hatte.

„Ja, dann —"

Engelrodt sprach nicht weiter. Er wußte eigentlich gar nicht, was er sagen wollte. Es war ihm, als hätte er einen Schlag auf den Kopf bekommen. Ordentlich taumelig war er, als er sich umdrehte und so schnell er konnte zur Bank lief.

„Es kann nicht wahr sein, Herrgott im Himmel, das geht doch nicht," sagte er immerfort vor sich hin. Aber es war wahr, und noch viel schlimmer, als Engelrodt angenommen hatte. In der Bahnhofstraße, an der Ecke des „Deutschen Hauses" stauten sich die Menschen und sahen hinüber zur Bank. Die Tore waren geschlossen. Ein Landgendarm bewachte mit einem jungen SA.-Mann zusammen den Eingang. Eine ganze Postenkette hielt das Gebäude, in dem sich die Vogelsberger Vereinsbank befand, abgesperrt. Lamentierende Menschen, weinende Frauen und schimpfende Mäner standen hinter dieser Kette.

„Sie sind auch betroffen, Herr Engelrodt?"

Der leitende Arzt des Krankenhauses, Dr. Wittich, hatte ihn angesprochen. Engelrodt murmelte irgend etwas Unverständliches. Plötzlich taumelte er. Dr. Wittich sprang schnell zu:

„Herr Engelrodt, kommen Sie mit mir ins Deutsche Haus, trinken Sie ein Glas Wein mit mir. Es ist kalt heute, und Sie sehen verflucht klapprig aus." Mit dem geschulten Auge des Mediziners hatte der Arzt genau beobachtet, wie fliegende Röte und tödliche Bläße auf Engelrodts Gesicht wechselten. Halb besinnungslos ließ sich der alte Mann von dem Arzt in die gemütliche altdeutsche Trinkstube schleifen.

„Wissen Sie Näheres über den Zusammenbruch, Doktor?" fragte er, nachdem er sich mühsam gesetzt hatte.

„Augenblick, Herr Engelrodt, nur mal schnell bestellen. Also was trinken wir? Ich glaube, rot ist richtig. Vielleicht einen Nachwein, Nr. 35, wie ich vorgestern hatte. War ein ganz anständiges Gesöff."

Die Männer schwiegen. Erst als der Kellner den Rotwein gebracht und sie beide einen tüchtigen Schluck genommen hatten, sagte Dr. Wittich schwer:

„Sehen Sie, eigentlich dürfte ich mir den Wein garnicht mehr leisten, Herr Engelrodt, denn der Zusammenbruch der Bank kostet mich mein halbes Vermögen. Und Sie? Trifft es Sie hart?"

Der alte Mann starrte vor sich hin.

„Mir bleibt die Burg und das bißchen Land, was dazu gehört. Die paar Groschen, die die Bärbe und ich für Kleidung brauchen, kann ich aus erlegtem Wild und Kartoffeln und Getreide, die zum Markt gehen, erlösen. Aber mein Lebenswerk — die Kultivierung des Hochmoors — sie sollte Hunderten Brot geben — und nun . . . Seien Sie nicht böse, Doktor, aber ich muß weiter. Auf die Polizei und das Gericht. Muß alles versuchen, was möglich ist, damit ich mir dann wenigstens keine Vorwürfe zu machen brauche, wenn ich den Leuten bei mir da oben die Wahrheit sagen muß."

*

10. Kapitel.

Feierabend.

Die Dampfsirene heulte. Aufatmend ließen die Moorarbeiter die Geräte sinken und machten sich zur Heimkehr fertig. Goldrotflammend ging die Sonne unter. Es war ein täglich neues Wunder, wie sie am Abend am Horizont verschwand und daß sie jetzt, da es hier Nacht wurde, in anderen Ländern den Tag erleuchtete. Jetzt ging die Sonne zu Friede, mußte Peter denken. Wie mochte es Friede gehen? Die Angst, die er wegen der verspäteten Heimkehr

von Engelrodt empfunden, war in ihm plötzlich um Friede. Peter sah empor. So niedrig, daß er das Gefühl hatte ihn greifen zu können, flog die Segelflugmaschine „Storch“ über ihm.

„Hallo!“ rief er herunter. Peter winkte nach oben. Da fiel ein mit einem Stein beschwertes Päckchen zu seinen Füßen nieder. Er riß es auf, während der „Storch“ emporstieg und ruhig seine großen Kreise weiterzog. Das Päckchen enthielt einen Zettel, der um einen Stein gewickelt war.

„Wißt Ihr schon: Bankkrach in Gelnhausen?“ stand darauf.

Peter atmete auf. Jetzt war alles geklärt, auch Engelrods späte Heimkehr. Er erschrak nur gleich über die Worte „Bankkrach in Gelnhausen.“

Er stieg so schnell er konnte zur Burg hinauf. Die Dämmerung fiel schon über das Land. Angstvoll stand Bärbe am Tor. „Dem Herrn muß was zugestoßen sein. So spät kommt er nie!“

„Ich gehe ihm entgegen!“ rief Peter Ott, machte kehrt und lief bergab.

Der Mond stand hell am Himmel. Er warf sein unsicheres Licht auf den Fußweg am Rande des Vogelberges auf die hingestreckte Gestalt eines Mannes. Der lag zwischen harten Steinen und Basaltbrocken. Unter seinem Kopf sickerte es rot hervor. Entsetzt beugte sich Peter Ott nieder. Vor ihm lag Engelrodt.

„Herr Engelrodt, lieber Herr Engelrodt!“ Peter flüsterte er erstickt, seine Hand tastete nach dem Herzen des Verletzten. Der schien diese Hand zu spüren. Er hielt sie fest. Peter setzte die Alarmpfeife an die Lippen. Es schrillte durch die Nacht.

„Mut, Mut, Herr Engelrodt, gleich sind unsere Leute da. Was ist Ihnen um Gotteswillen geschehen?“ Er riß die Jacke herunter, schob sie dem Verletzten unter den Kopf. Der Mond lag jetzt voll auf Engelrodt. Peter sah, daß sein Gesicht mehr und mehr verfiel. Zum letztenmal schlug Engelrodt die Augen auf.

„Die Moorkulturen — kein Geld — die Bauern — das Vieh fehlt — fehlt — Testament — Herrgott, ich . . .“

Ein dünner Blutstrom sickerte über seine Lippen, die Augen brachen. Gellend und anhaltend ließ Peter wieder die Alarmpfeife ertönen. Dann drückte er Engelrodt die Augen zu.

Grell leuchteten die Fackeln durch das Dunkel des Waldes, als der Tote auf die Hoherodtskopfburg gebracht wurde. Der Pfarrer von Moorburg war bereits zur Stelle. Er sprach das erste Gebet an dem Totenlager des alten Engelrodt. Indessen kamen trotz der nächtlichen Stunde auch die Frauen und Kinder der Moorburger in den Hof gezogen. Mit Windeseile hatte sich das Geschehen von dem Unglück verbreitet — niemand wußte, wer es zuerst hinausgetragen hatte.

Die alte Bärbe war wie ein versteinertes Bild des Grams. Das war der letzte schwere Schlag des Schicksals gegen sie. Mit Engelrodt war ihr das Letzte genommen. Ihre Augen brannten von ungeweinten Tränen. Aber mit all der herben Strenge, die sie im Leben stets gezeigt, hielt sie sich auch jetzt aufrecht. Nur als der Geistliche für den toten Schloßherrn betete, schluchzte sie einmal trocken auf.

Dann wurde der Tote in die große Glasveranda gebracht. Sie stellten die Bahre so, daß er sein lebloses Antlitz mit den geschlossenen Augen der aufgehenden Sonne zuwandte.

„Das war das schönste“, schluchzte Käthe Geroßkopf, „wenn er die Sonne aufgehen sehen konnte über dem Rhöngebirge. Wie oft hat er mir gesagt: „Solch ein Anblick Käthe, ist ein Gottesgeschenk und hilft einem über vieles hinweg.“

Sie weinte heiß auf. Und da war es auch mit der Fassung der andern vorüber. Alle weinten bitterlich, als hätten sie einen Vater verloren. Vier Männer, vom Geistlichen als erste Totenwacht bestimmt, blieben bei der Bahre zurück. Die anderen verließen langsam und gedrückt den Schloßhof. Nur die alte Bärbe hatte sich wieder völlig in der Hand.

„Sie müssen sich fassen, Herr Ott“, bat sie, „es wird vieles zu bedenken geben. Ich braue einen starken Kaffee für Sie, den Herrn Pastor und Herrn Großkopf. Da können Sie sprechen, was jetzt geschehen soll. Wird nicht leicht für die Moorburger sein, sie haben so manchen Zuschuß von unserem guten Herrn erhalten. Und die Speisungen für die Kinder — wer wird jetzt der Herr hier werden?“

Ein Sonntagmorgen war von goldener Klarheit angebrochen.

„So hat sich der Herr stets gewünscht, begraben zu werden“, sagte Bärbe leise, als sie aus ihrem Zimmer herunterkam. „Es ist das letzte, was die Heimat ihm Gutes tun kann.“

In ihrem alten schwarzen Trauerkleid, sie hatte mit ihm am Sarge des Mannes gestanden, sah die alte Bärbe auf einmal so klein und verfallen aus. Allein stand sie mit Peter Ott am Sarge Engelrodts. Dann kamen die Träger und das Trauergefolge. Peter Ott und Großkopf zusammen mit zwei anderen Gemeindemitgliedern trugen selber den Sarg.

Wieder vergaßen die guten Fliegerfreunde von der Wasserkante die Moorburger und ihr Leid nicht. Ein mächtiger Tannenkranz fiel in die Gruft, und das Segelflugzeug, aus dem er abgeworfen wurde, trug einen Trauerwimpel.

Das war ein trüber Abend auf dem Hoherodtskopf. Die Trauergäste waren gegangen, und Peter Ott war allein. Die alte Bärbe war nun doch völlig zusammengebrochen. Es war zuviel gewesen für sie. Und Peter Ott lag schlaflos, was sollte nun aus ihm werden? Wohin würde er gehen? Sollte er Wulff Legiens Angebot nun doch annehmen? Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Wulff Legien — wie, wenn der Freund ihm und den anderen Menschen hier helfen würde? Für Wulff Legien war die Summe, die man hier brauchte, eine Kleinigkeit. Hier war ein Ausweg. Wulff Legien — der Gedanke an ihn beruhigte Peter unbeschreiblich. Und endlich versank alles für ihn in das Nichts des Schlafes.

*

„Herr Ingenieur, ein Brief!“

Verschlafen riß Peter die Augen auf. Bärbe stand vor seinem Bette.

„Ein Brief an mich? Dank schön.“

„Dr. Ernst Werner, Anwaltsbureau, Gelnhausen.“ Hastig riß Peter den Umschlag auf.

„Sehr geehrter Herr Ott“, las er, „ich bitte Sie, mich heute nachmittag in der Sprechstunde in meinem Bureau aufzusuchen und persönliche Ausweispapiere mitbringen zu wollen. In ausgezeichneter Hochachtung ergebenst Dr. Ernst Werner.“

Also schön, dachte Ott, suchen wir diesen Dr. Werner auf. Aber vorher wollte er noch einmal mit den Bauern reden. Die paar hundert Mark, die er als Gehalt von Engelrodt erhalten und sich zusammengespart hatte, konnte er ihnen gern noch zur Verfügung stellen und seine Arbeitskraft dazu, bis vielleicht Wulff Legien eintrifft. Aber es war merkwürdig, als ob mit dem Tode des alten Engelrodt alle Spannkraft von den Bauern gewichen wäre, hörten sie Peter mit stumpfer Gleichgültigkeit zu.

„Lassen Sie es gut sein, Herr Ott. Wir wissen, wie Sie es meinen, aber wir können uns hier mühen und mühen, es wird eben immer etwas kommen, was uns kaputt macht. Vieh haben wir doch nicht, und Saatgetreide fehlt uns auch. Wenn wir stempeln gehen, sind wir ebensogut daran. Dann machen wir uns wenigstens keine Hoffnungen mehr und sind hinterher nicht enttäuscht. Dann wissen wir, es gibt keinen Ausweg und wir müssen's eben hinnehmen.“

Peter war das Herz sehr schwer, als er am Nachmittag zu Tale wanderte. Wulff muß einfach helfen, ob er wollte oder nicht, überlegte er. Dann überschlug er im Geiste, was er noch auf der Bank zu liegen hatte. Wenn die Rechnung stimmte, waren es noch ein paar tausend Mark, aber auch nicht annähernd ausreichend für die Kosten der Arbeit, die hier oben noch zu leisten war.

(Fortsetzung folgt)

Jahrmarktzauber.

Skizze von Frieda Peltz.

Es steht ein Haus am ungepflasterten Wege. Und der Weg führt auf einen großen, sandigen Platz. Der hat lange still gelegen, denn niemand ging darüber hin. Aber nun ist die Sommerzeit gekommen, und auch er darf leben. Pferde und Wagen ziehen daher und machen hier Rast, Zelte breiten und blähen sich, und wie die ersten Sterne aufblitzen, glüht der Platz aus hundert bunten Lampen. Die drehen sich im Kreise und fliegen durch die Luft, und die laute Musik springt von ringsum her unter das Lachen der vielen Menschen.

Nun hat das Haus keine Stille mehr, und die darinnen wohnen, besinnen sich wieder auf das Leben. Daß es auch anders sein kann. „Gehst nicht?" fragt drinnen Josephs Mutter und wendet den Kopf vom Fenster zurück. Der Sohn steht mitten im Licht, das vom Platz her durch das Fenster springt, und das große Rad dreht seine roten, blauen und grünen Lampen in seinen Augen, daß es aussieht, als sprühten sie Funken. „Geh nur", redet die Mutter wieder, „du bist jung. Dir steht es an." Da geht er hinaus, und sein Herz klopft, als sei er wieder ein Knabe. Die Bäume, an denen er vorbei muß, haben seltsam schweren Duft. Der hängt sich in die Kleider, daß man ihn lange spürt. Taumelig macht der Duft — oder der Menschen Menge. Als sei ein Netz gebreitet, sind sie eingesponnen. Als ziehe eines Riesen Hand an heimlichen Fäden, daß sie sich verwirren, sich zum Knäuel ballen und in ihren engen Maschen Menschen fangen. Zwei und drei in jeder Masche. Auch Joseph wird eingefangen. Zusammen mit einem Mädchen. Wie sie ihn ungeschickt anlächelt, zählt er in heimlichen Gedanken seine Groschen. Und wie sich die Menschen immer enger ziehen, muß er den Arm um das Mädchen legen und mit der Schönen in das große Rad steigen. Da schweben sie dann miteinander auf. Lieb ist das Mädchen — und Joseph ist glücklich. Sie jagen im steilen Luftschiff auf und im blauen Auto herab und quer durch die ganz verzauberte Welt, er drückt den Würfel mit dem Glücksspiel in die kleinen Hände, und der grünbunte Vogel zieht den Liebesbrief. Josephs Mädchen lacht, und Josephs Welt ist plötzlich wunderschön . . .

Dann aber ist das Mädchen fort. Ist wie vom Wind in die Musik verweht. Joseph sucht in all seinen Taschen. Sie sind wirklich leer, und er kann die Groschen nicht wieder holen. Auf dem bunten Rade steigt sie mit anderen empor. Joseph sieht sich um. Löschen sie schon die Lichter? Ist vielleicht alles schon aus? Es soll nicht aus sein! Ihm wird plötzlich angst, denn er war glücklich. Er will nicht, daß es anders wird! Er muß mehr Geld holen.

So läuft er zur Mutter. Als er die Tür aufmacht, ist es still und dunkel. „Mutter", — — Als sie sich regt, findet er sie. Noch immer sitzt sie am Fenster, und um ihr Schattenbild kreisen die bunten Lampen wie traurige Schmetterlinge. „Warum machst du nicht Licht, Mutter?" fragte er. — „Es ist hell genug, mein Sohn, ich kann sehen." Joseph lauscht. Seiner Mutter Stimme kommt wie von weither. Aber über sein Verwundern wächst wieder das Schmerzliche. „Mutter", fragt er, „als du jung warst, bist du auch mit dabei gewesen?" — „Freilich, Joseph." Er sieht ihr Lächeln nicht, aber er fühlt es, als wäre es ein lebendig Ding, das mit Schwingen an seine Wangen rührte. „Mutter, wenn der andere kein Geld mehr hatte, gingst du dann fort?" Die Mutter schweigt zu seiner Frage, als sinne sie nach. „Gefahren bin ich nie, ich habe immer nur zugesehen", meint sie dann, steht auf und humpelt an ihre Kommode. Da kramt sie herum. Nach einer Weile dreht sie den Schlüssel wieder zu und schiebt ein Silberstück in des Sohnes Hand. Joseph ist bestürzt und plötzlich ratlos, als er das Geld hält, nach dem er hergejagt. Aber auf einmal weiß er etwas. „Mutter, komm — komm mit!" Es nützt der Mutter keine Wehr, er holt das Tuch und legt es um ihre Schultern und nimmt sie mit.

Als die Mutter aufsieht zum großen Rad, lehnt sie sich an den Sohn. „Mir wird schwindelig", sagt sie und lächelt. Joseph aber starrt hinauf und sucht und vergißt, was er wollte. Unterdessen gehen die alten Augen langsam im Kreise und müssen stillstehen vor der Rosenbude. Gelbe, rot, rosa und weiße Rosen mit glitzernden Blättern! Und aus den papierenen Blumen steigt die glitzernde Erinnerung... „Solche Blumen standen einmal auf meiner Kommode, als Vater noch lebte", sagt die Mutter plötzlich. Joseph fährt auf, wie sie mit dem Finger zeigt. — „Komm", sagt er, „da gehen wir hin, die schieße ich dir." Er bahnt einen Weg, und sie sehen miteinander zu, denn es ist keine Büchse frei. Ringsum stehen die Mädchen und zählen versteckt die Rosen der anderen. Und kein Bursche will fort von der Büchse, bis sein Mädchen die meisten Blumen hat. Aber mancher Schuß geht fehl, und dann wagt er die beschämten und traurigen Augen nicht zu heben. „Komm fort", bittet Josephs Mutter, „es ist schwer, du wirst auch nicht treffen."

Aber Joseph faßt schon die freiwerdende Büchse und schießt und trifft. „Such aus, Mutter!" ruft er. Sie wählt bescheiden eine weiße Rose, und ihre Hände zittern, wie sie sie hält. „Welche jetzt, Mutter?!" — „Die rote", sagt sie leise. Und er schießt die rote. Danach die rosa und die gelbe — und beginnt von vorne. Der Mutter ist, als werde sie jung mit jeder Rose.. Sie steht und wartet, bis der letzte Groschen auf dem Tisch liegt und sie die Blumen nicht mehr halten kann. „Keinen Schuß hast du gefehlt, Joseph", sagt sie, und ihre Stimme hebt sich vor Stolz und Freude. Joseph faßt seine Mutter unter und geht mit ihr fort. Aber wenn sie eine Weile gegangen sind, wiederholt sie es: „Keinen Schuß hast du gefehlt." Alle Menschen sehen auf Josephs Mutter, wie sie schön ist mit den vielen Rosen und den roten Wangen. — Darob hat Joseph das große Rad vergessen. Arm in Arm mit seiner Mutter geht er daran vorbei und sieht es nicht.

Besuch bei der Diva.

Skizze von Uli Klimsch.

Eines schönen Nachmittags trat Joseph den Weg sichtlich erregt an. Frau Bella durfte er zum Tee besuchen. Vor vielen Monaten hatte Joseph sie auf einem Presseball kennen gelernt. Die Erinnerung an diese zauberhafte Stunde drohte zu zerfließen, aber noch war es ihm bisweilen, als atmete er den Duft ihres gold- und feuerblonden Haares, als sehe er in die blauschimmernden Augensterne.

Nun endlich durfte er sie wiedersehen, sie würde ihm die Hand geben, er würde nahe bei ihr sitzen, und sie würde mit ihm sprechen. Aber worüber sollte er sich denn mit ihr unterhalten, womit könnte er ihr eine Freude machen, was würde ihm vor ihrer hinreißenden Erscheinung überhaupt noch einfallen? Tausend Fragen überstürzten sich in seinem Kopfe. Wenn er ehrlich sein wollte, mußte er sich zwischen den Fragen zugestehen, daß der Besuch, den er vorhatte, mehr als ein Besuch war. Es war der Beginn eines heimlichen Werbens.

Joseph ging zum Friseur. „Schneiden Sie mir bitte die Haare nicht wieder zu kurz!" sagte er. Aber seine Stimme klang leise wie ein Hauch, und der Friseur überhörte die Mahnung. Während Joseph geistesabwesend vor sich hinstarrte, skalpierte ihn jener fast, das heißt, er ließ auf Josephs schmalem Haupte noch eine kleine, kurzborstige Anlage stehen, eine scharfe, kurze Scheitellinie mit etwas Artischoke daran.

Aus lieblichem Traume erweckt, starrte Joseph traurig in den Spiegel. Er sagte nichts, zahlte und ging.

An der nächsten Ecke wartete ein Blumenladen auf ihn. Dunkelrote duftende Rosen verlangte er, aber dann erschienen ihm diese doch zu teuer, der vorgehaltene Strauß zu groß und die Farbe zu rot. Er nahm fünf blasse rosa Rosen billiger Sorte. Der arme Joseph!

Seinem Aussehen nach konnte man ihn für einen Dozenten der Philologie halten, das heißt, es gab da noch einen anderen schwärmerischen, künstlerischen Zug in seinem Gesicht, nach dem zu schließen er etwa Spielleiter an einem Schauspielhaus sein konnte. In Wirklichkeit arbeitete er in einer Buchhandlung für ein bescheidenes Gehalt. Auch dies machte sich in seiner Erscheinung bemerkbar. Er war engbrüstig und zog den Kopf in die Schultern; im schmalen, blassen Gesicht standen große, dunkle Augen. Der Anzug war schlicht, Ärmel und Hose kurz und abgetragen, obwohl frisch gebügelt.

Joseph bestieg die Trambahn und fuhr in den Westen der Großstadt, wo die Alleen verschiedenster Baumarten an den schönsten Villen vorbeiführen.

Unter Akazien stieg er aus und prüfte noch einmal die Rosen, indem er das Seidenpapier öffnete. Da sah er zu

seinem Schrecken, daß sie schon welkten, und bemerkte mit einem leisen Ausruf der Empörung Nadeln in den Rosenblättern. Er zog eine dieser Nadeln heraus, und alsbald fiel die Rose auseinander. Rosa Blätter wiegten sich im Winde und sanken langsam zur Erde.

Joseph stand vor der Gartentür der Diva. Er berührte den Klingelknopf und zog gleichsam erschrocken die Fingerspitze zurück, so daß es drinnen im Hause nur ein wisperndes Kling abgab.

„Br . . ." knurrte die Gartentür und ging auf. Ein Mädchen mit weißem Häubchen eilte Joseph entgegen, führte ihn ins Haus, nahm ihm Hut und Mantel ab und geleitete ihn in ein seidenweiches Gemach, darin riesenhafte, dickbauchige Glasvasen voller Blumen standen. Josephs Blumen versanken in der kleinen Vase und erregten das Mitleid der neben ihnen hochragenden Chrysanthemen. Das Mädchen ging.

Ein einschläfernder Duft durchzog das seidige Gemach. Weich war der Pfühl, auf dem Joseph saß, ohne sich hinten anlehnen zu können. Die Lehne des Sessels war so weit entfernt und so schräg angebracht, daß Joseph hätte liegen müssen, um sich dem Sessel anzupassen. Mit grausamer Deutlichkeit fühlte er zudem die Armseligkeit seines Anzugstoffes, vor dem die schöne gelbe Seide förmlich erschrak. Und liegen . . . Liegen konnte er doch nicht? Oder?

Wie ein Blitz kam Joseph der Gedanke, den Sessel doch einmal auszuprobieren, nur, um es einmal ganz zu fühlen, wie diese herrlich schöne, von allen angebetete Frau lebte, was sie liebte, wie sie unter anderem auch zu sitzen oder zu liegen pflegte.

Joseph legte sich in ganzer Länge auf den Sessel. Da ging die Tür auf, und Frau Bella, die Herrliche, trat ein. Mit brennend rotem Gesicht sprang Joseph auf und schrumpfte an der lieblichen Hand des Stern, der am Himmel aller Gegenwart stand, zu einer eckigen, kleinen Verbeugung zusammen.

Die Diva lächelte. Die späte Sonne warf einen wunderbaren Glanz in ihr rötlich schimmerndes Haar. Joseph durchfuhr ein prickelnder Schauder, da er fühlte, wie die Hand der Herrlichen seinem Drucke nachgab und sich nur langsam aus der seinen löste.

In diesem Augenblick klingelte der Fernsprecher. Es schellte von der Gartentür. Das Mädchen führte eine junge Dame herein. Eine alte Haushälterin lugte durch die Tür. Zwei Herrenstimmen wurden auf dem Gang laut. Kurz nacheinander traten die verschiedensten Gäste in das Teezimmer der Diva und nahmen rings um Joseph Platz.

Frau Bella hatte den Hörer an ihr Ohr gelegt wie ein Schmeichelkätzchen, und mit weicher Stimme sprach sie unverständliche Sätze. Das Weißhäubchen schenkte Tee ein. Gebäck wurde herumgereicht. Die Herren unterhielten sich in gedämpftem Tone mit der jungen Dame. Wieder traten einige Teebesucher ein, ein älterer Herr und zwei Damen. Und so ging es weiter. Der Platz um Joseph wurde immer enger.

Frau Bella ging unauffällig aus dem Zimmer. Als sie nach längerer Zeit immer noch nicht wiedergekehrt war, raffte sich Joseph auf und verließ mit ungeschickter Bewegung die Teegesellschaft.

Auf der Straße stand ein nagelneuer Wagen. Darin saß die Diva neben einem Herrn, dessen Rockfarben mit den Farben ihres Kleides übereinstimmten. Die Augen der Unvergleichlichen lachten. Sie winkte Joseph zu und rief, er solle bald einmal wiederkommen; es sei sehr, sehr schade, daß sie heute so wenig Zeit für ihn gehabt habe . . .

Er antwortete nicht. Was hätte er sagen sollen? Er starrte in das Lächeln der Frau und sah, wie es zu Ende klappte. Wie ein Parfüm-Automat, der für den eingeworfenen Groschen genug des billigen Duftes hergegeben hat . . .

Erst auf dem Heimweg konnte sich Joseph ein wenig fassen. Wenn er an den Augenblick zurückdachte, da er auf dem Sessel gelegen hatte, trat wieder die brennende Röte in sein Gesicht. Und doch war dies der Höhepunkt des Tages gewesen. Alle die Hoffnungen, die ihn in diesem Augenblick der höchsten Erwartung beseelt hatten, alle die Gedanken und Wünsche, die hier verschwiegen worden sind, mußte der arme Joseph nun auf dem Heimweg zu Grabe tragen.



Bunte Chronik



Ein kleines Mißgeschick.

Es ist bekanntlich ein überlieferter Brauch, die Vollendung bedeutender technischer Werke durch ein Festessen, bei dem es an guten Bissen und noch weniger an einem guten Tropfen nicht fehlt, zu begehen. Von dieser lobenswerten Sitte machte auch die Jönköping Mekaniska Verkstadt in der südschwedischen Stadt Jönköping kürzlich keine Ausnahme. Sie hatte für ein elektrisches Kraftwerk einen Riesenkessel von nicht weniger als 22 Meter Höhe fertiggestellt und lud nun etwa 20 leitende Persönlichkeiten der auftraggebenden und ihrer eigenen Gesellschaft zu der Feier ein. Dabei dachte sie den Geladenen aber einmal etwas Besonderes zu bieten, und so verlegte sie den Ort des Essens seltsamerweise in das Innere des neuen Kessels. Der Gedanke fand allgemeinen Beifall, bis auf einen Herrn, der sich zu seinem Bedauern unerwartet von der Festlichkeit ausgeschlossen sah. Um nämlich zu dem Festraum zu gelangen, mußten die Gäste durch eine verhältnismäßig enge Öffnung kriechen. Dies brachten auch alle anstandslos fertig, bis auf eben den einen, den ein allzu beträchtlicher Leibesumfang am Zutritt ins Kesselinnere hinderte. Da es sich als unmöglich erwies, die bereits getroffenen Anordnungen noch in letzter Minute zu ändern, mußte der allzu Beleibte mit hängendem Magen von dannen ziehen.

Ein Kind von einem Adler verschleppt?

In einem Dorfe im nördlichsten Finnland verschwand auf unerklärliche Weise ein dreijähriges Kind von einem Bauernhofe. Nachbarn behaupten, das Kind könne nur von einem riesigen Raubvogel fortgeschleppt worden sein, der verschiedentlich in auffallender Weise über dem Hofe gekreist hatte. Eine größere Anzahl von Jägern der Umgebung wurde aufgeboten, die die Horste der Raubvögel in der Umgebung absuchten. Bisher gelang es jedoch nicht, den Horst des riesigen Tieres zu finden, den die Bewohner des Dorfes gesehen hatten. Auch von dem Kinde fehlt noch immer jede Spur.



Lustige Ecke





„Ja, ist es der Autoschlosser? — Bitte kommen Sie sofort hierher und nehmen Sie alles mit, was Sie an Reserveteilen haben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.